

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 15

Artikel: Eduard Huber [Schluss]
Autor: Zulliger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

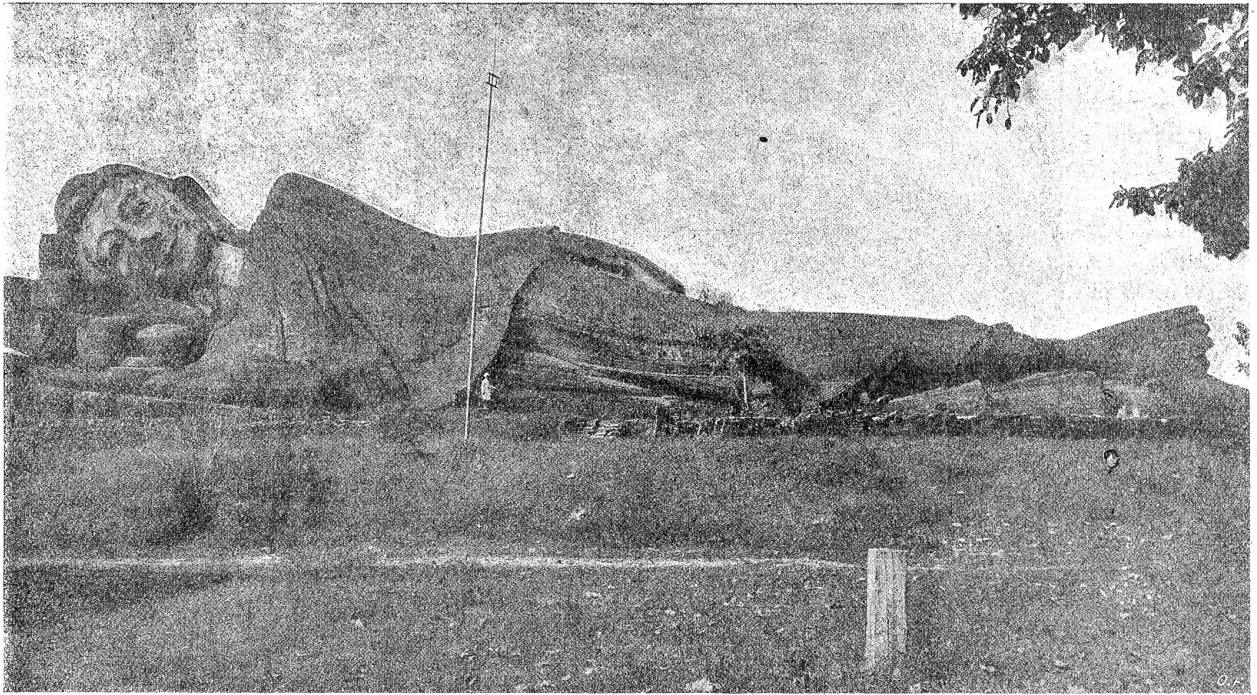
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kolossalbild des Buddha in Pegu (Niederbirma), den Eintritt des Gottes ins Nirwana darstellend.

wohl recht haben, man dürfe in Geschäftsfragen nicht auf kleine Liebhabereien und Wunderlichkeiten abstellen. Besonders hübsch fand sie es jetzt von ihm, daß er ihr zum Abschied die kleine Photographie geschenkt hatte, die ihn als angehenden Trainsoldaten darstellte, die derben Arbeits Hände auf dem Säbelforb übereinander gelegt. Er hätte die Unteroffiziersschnüre haben können, hatte er ihr so nebenhin berichtet. Aber das rentierte sich schlecht, da sei man in den ersten Jahren die halbe Zeit im Dienst.

Das Bild stand nun eingerahmt auf dem weißgedeckten Tischchen in ihrer Kammer. Hermine saß oft nachdenklich davor. Manchmal nahm sie es aus dem Rahmen heraus und betrachtete es lange. Sie wollte und wollte etwas darin finden, das sie lieb haben müßte, recht von Herzen lieb. Aber immer wieder konnte sie über das Bild hinweg den hohen Giebel mit den vier Pappeln aufsteigen sehen. Oder das schwarze Fohlen stand am Lattenzaune vor ihr und blickte sie mit den klaren Kinder Augen an. „Nicht verkaufen, gelt...“

In den letzten Tagen war Hermine bei der Nebenarbeit fast immer allein gewesen. Rudolf lag krank im Bette, und die Schwägerin hatte übergenug mit Pflege und Haushalt zu tun. Er hatte sich bei einem Brandunfall in Reichenberg erkältet und sich dadurch eine Brustfellentzündung zugezogen.

An einem hellen Nachmittag war nun Hanna Meister herübergekommen, um der Freundin beim Festbinden der zurückgeschnittenen Neben behilflich zu sein. Man hatte alle Ursache, sich mit der Arbeit zu spüren; denn die runden mollen Fruchtaugen sahen bereits locker am braunen Holz und machten Miene, ihre Umhüllung zu sprengen. Da war auch mit dem Hacken keine Zeit zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

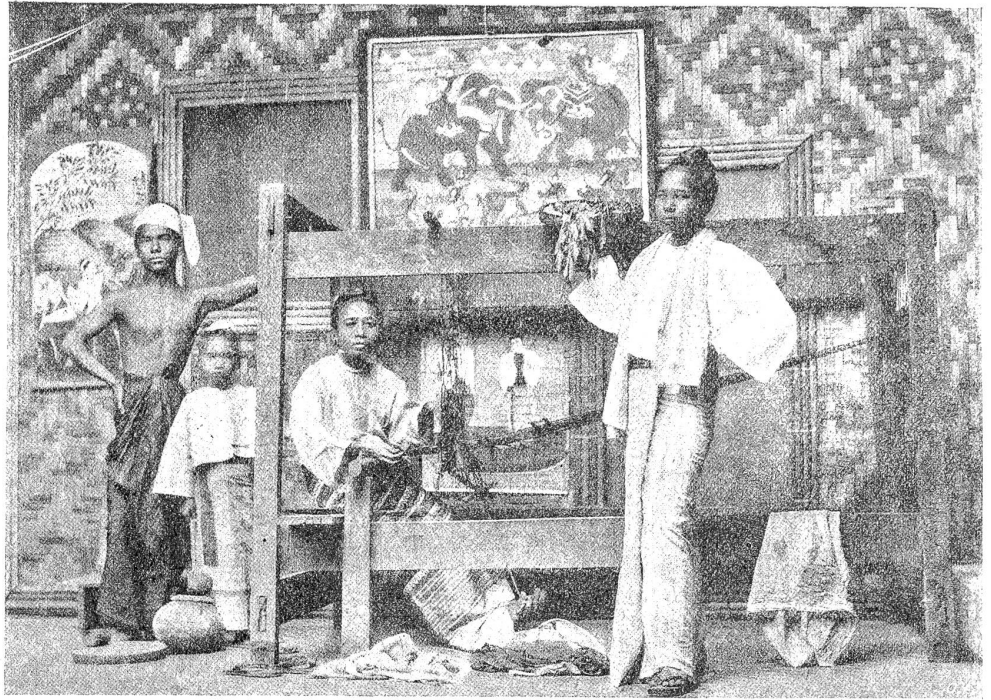
Eduard Huber.

Ein Schweizerischer Indochinaforscher.
(Schluß.)

Hubers Aufgabe bestand darin, einen Katalog der gesamten noch unbekannteren tibetanischen Literatur auszufertigen, die während der chinesischen Wirren von den Europäern aus Peking fortgeschafft worden war. Auch leitete er die Ausgrabungen der ehemals größten hinterindischen Stadt Daila, über die heute der Urwald rauscht. Zwei französische Genieoffiziere und 60 Kulis halfen ihm, einen Plan der versunkenen Stadt aufzunehmen und eine Menge alter Münzen, Statuen, Keramiken und chinesische Dokumente ans Tageslicht fördern. Huber holte sich bei diesen Ausgrabungen das Tropenfieber, das ihn an einer Rückreise nach Europa lange Zeit verhinderte. Als er endlich in die Heimat zurückkehren konnte, war unterdeß sein Vater gestorben. Huber hing mit seinem ganzen Herzen an ihm, und es tat ihm weh, daß er ihn nicht mehr lebend antreffen konnte. Er kehrte nach einem kurzen Aufenthalt wieder nach Hanoi zurück, um ununterbrochene wissenschaftliche Arbeiten von neuem aufzunehmen. Später machte er nach einem weiteren kurzen Europa-Aufenthalt eine dritte Reise nach Hanoi, wobei er sich ein Fieber holte und ihm auf tragische Weise erlag: keiner seiner europäischen Freunde war bei ihm, niemand wußte genau, was er für eine Krankheit hatte — und darum klingt es wenigstens sehr merkwürdig, wenn ein französischer Professor behauptet, es habe Huber in seinen letzten Stunden an nichts gefehlt.

Hanoi ist also der Ort, wo Huber am meisten wirkte. Von dort aus machte er allerlei Reisen: nach Birma, ins Tibetische und Chinesische, nach den malayischen Inseln und nach Siam. Für Politik hatte er wenig Interesse, wurde jedoch nicht selten bei hohen politischen Missionen als Dolmetsch verwendet und machte so wichtige Bekanntschaften, die ihm für seine Arbeiten zustatten kamen, indem sie ihn mit Empfehlungen unterstützten und ihm Elefanten, Führer mitgaben und ihm ihren Schutz angedeihen ließen. So durfte es Huber wagen, durch Gebiete zu reisen, wo sonst noch kein Europäer sich hingewagt hatte, oder dann unterwegs ermordet worden war. Denn die Weißen sind den Ein-

heimischen in der Regel verhaßt. „Tan-Kwei“ schreien sie ihnen zum wenigsten nach, was soviel heißt wie „Barbaren-Teufel!“ Wie die Eu-päer mit den Eingeborenen umgehen, das erfieht man aus Hubers Reiseberichten auch, und man verwundert sich über den Haß der Gelben nicht mehr. Da sind z. B. katholische und protestantische Missionare, die einander auf gemeine Art anfeinden und die „Getauften“ gegeneinander ihres Bekenntnisses wegen aufheken. Entsteht daraus eine Mordtat, so müht sie die politische Behörde aus. „Zwei Missionare sind in der Provinz Koang-Si getötet worden. Das Blut der Märtyrer wird sich wahrscheinlich in eine Eisenbahnkonzeßion verwandeln.“ Es kam so, wie Huber vermutete, denn die Provinz ist reich an Erzen und Edelsteinen, dorthier stammen die größten und leuchtendsten Rubinen. Huber hatte dann die zweifelhafte Ehre, die Eingeborenen auf eine für die Franzosen möglichst günstige Weise „übers Ohr zu hauen“. Wie naïv in ihrem Glauben die Annamiten sind, das zeigt ein lustiger und zugleich rührender Vorfall in Hubers Haushalt. Seinem mandchurischen Diener wurden einst sechs Dollar gestohlen. Der Mandchu, der die Annamiten als Menschen schlechterer Ordnung verachtete, hatte die anderen Diener im Verdacht, die der hinterindischen Menschenrasse angehörten. Um sich von dem Verdachte zu reinigen, schrieben die drei auf Seidenpapier

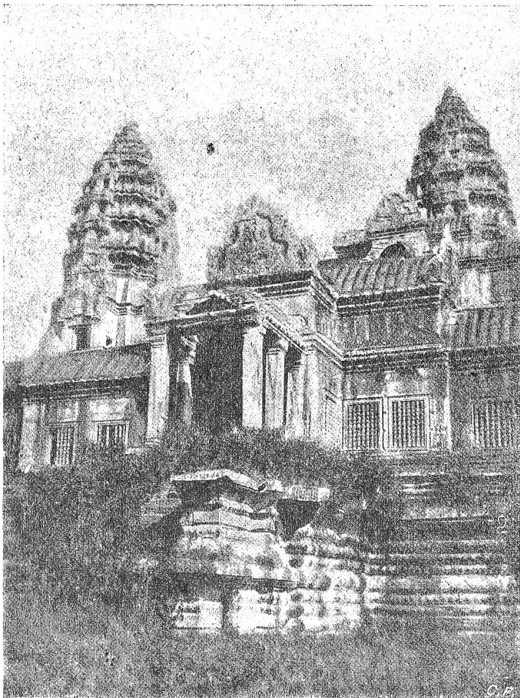


Birmanische Seidenweber am Webstuhl.

junge habgierigen Herzens dem Chinesen Tschao-en 6 Dollar entwendet haben, so laß uns auf der Stelle krank werden und sterben!“ Nach der Abfassung des Schriftstückes legten sie ihre schönsten Kleider an, nahmen Weihrauch mit sich und gingen mit dem Chinesen an den See bei Hanoi, wo die große Pagode steht. Dort zündeten sie vor der vergoldeten Statue des Buddha den Weihrauch an, und nachdem sie eine Zeitlang die notwendigen Zeremonien gemacht hatten, ließen sie den Brief von einem Bonzen verbrennen und dessen Inhalt auf diese Weise zur Kenntnis des Buddha bringen. Keiner wurde krank oder starb, aber als der Chinese mit den drei Reingewaschenen heimkam, fand er zu seinem Schrecken, daß ihm unterdeß sein bestes Kleid gestohlen worden war, und daß der Dieb ganz sicher anderswo steckte.

Grausam sind auch die Strafen, welche über eingeborene Verbrecher verhängt werden. Man knallt sie nieder, man schneidet ihnen die Köpfe ab und stellt diese als abschreckendes Beispiel an der Hauptstraße auf, man wirft sie in „einen entsetzlichen Schweinestall“ von Gefängnis, wo sie ein viereckiges Brett um den Hals tragen müssen, man peitscht sie bis aufs Blut durch. Ein solches Regiment erweckt sicher wenig Begeisterung für die Kulturbringer aus dem fernen Westen...!

Hanoi wurde während der Zeit, da Huber in der Stadt weilte, von einer Pestwelle befallen. Alle Ratten wurden von der Regierung gegen ein Entgelt eingezogen und im Petrolfeuer verbrannt. Kaum war die Pestzeit vorüber, als ein Monsunregen Tag und Nacht zu gießen begann, und zwar so, daß die Straßen Strömen glichen, das Gipsplafond in Hubers Schlafzimmert herunterstürzte und das Wasser in alle Häuser eindrang. Die Eingeborenen lebten die Zeit über von Fischen, die sie unter ihren Betten fangen konnten. 30,000 Kulis arbeiteten Tag und Nacht an den Dämmen des „roten Flusses“, allein dem Wasser, das vom Himmel fiel, konnte nicht Einhalt getan werden. Schließlich wurde Hanoi von einem fürchtbaren Taifun verheert, der Häuser wegriß, Dächer davontrug und Bäume fällte, so daß man nirgends seines Lebens sicher war. Das Museum der école française wurde zerstört, Tausende von Einwohnern des Ortes kamen um. Denn sie glauben, die



Angkor-Wat, Tempelruinen in der zerfallenen Königsstadt.

eine Bitte an Buddha: „Wenn wir, Le-tan-so, der Ausläufer, Wan-long-ba, der Koch und Soli-tang, der Küchen-

Teufel seien zornig, und diese seien nur durch Beten und Opfern zu beschwichtigen. Deshalb suchen die Annamiten keine geschützte Stelle auf, sie legen sich auf den Boden, beten, heulen und wehklagen, um die Teufel wieder auszusöhnen.

Eine der schönsten und erträglichsten Reisen Hubers war die, welche der zerfallenen Königsstadt Angkor galt. „Die Fahrt vom Süden her ist gut abgelaufen. Der ganze Weg führt durch ein Land von majestätischer Schönheit. Ich kam während drei Tagen durch das Gebiet der wilden Penong (Volksstamm), die das Eisenerz zu bearbeiten verstehen, aber nicht wissen, was Kleider sind. Ihr erstes Pfahlabdorf, das wir erreichten, floh in wilder Flucht, als ich ankam. Als sie aus der Ferne mich bei ihnen häuslich einrichten sahen, kamen die beherztesten Mitglieder des Gemeinderates und einige alte Weiber näher. Die Madamen erhielten königliche Geschenke: Glaskorallen und leere Flaschen. Bald war das ganze Dorf da, und wir wurden gute Freunde.

Ich habe mein Zelt in Angkor aufgeschlagen, einer Märchenstadt aus 1001 Nacht. Ich besuchte den Tempel in der alten, verlassenen Königsstadt. Endlose Vorhöfe und Galerien, mit wohl erhaltenen, zwei Meter hohen Vasreliefs geschmückt, führen zu einer halbschneckenförmigen, schwindelnden Steintreppe am Fuß einer hohen Terrasse. Ich vernarrte mich dort oben und bemerkte zu spät, daß der Mond schon unterging. Das Hinabklettern in der Finsternis war unmöglich. Ich mußte in der Zelle droben bei den Fledermäusen übernachten. Ich sah noch in der Ferne, wie meine Leute nach mir suchten, aber sie hätten unter keinen Umständen gewagt, in das Innere der Ruinen einzudringen, selbst am Tage tun sie es nur sehr ungern — denn der Ort galt als heilig und als der Sitz verschiedener Götter.

Es wäre nun noch über Hubers wissenschaftliche Tätigkeit im speziellen etwas zu berichten. Wie schon gesagt, übersehte, ordnete und verglich er die hinterindisch-chinesische Literatur, die oft ihre Verbindungen hat mit den alten Epen der Inder. Hubers Arbeiten sind Neuland. Wer etwas aus der indischen Mythik gelesen hat, wer den Brahmanismus und den Buddhismus, die Lehre von Shiva dem Zerstörer kennt, der wird mit großem Interesse Hubers wissenschaftliche Arbeiten lesen, die ihm das Verständnis eröffnen zu manchen dunklen und leicht mißzuverstehenden Stellen der indischen Literatur. Darum mache ich nochmals auf das eingangs zitierte Buch Kasimir Schnnders aufmerksam, weil es für den Nichtkenner der indischen Sagen- und Götterwelt keinen großen Wert hätte, an dieser Stelle auf Hubers Uebersetzungen weiter einzugehen. Immerhin sei gesagt, daß die indischen Sagen wenigstens so schön und von tiefem Inhalt sind, als die griechischen oder nordischen unseres Erdteils. Das besagte Buch ist mit zahlreichen Illustrationen (von denen wir einige in unserer Abhandlung wiedergeben) und Kartenskizzen versehen, was seinen Reiz und seine Anschaulichkeit noch erhöht.

Hans Zulliger.

Phantome von Lebenden und Toten.

V.

Aber gibt es auch Fälle, wo jedes Band, so dünn und zart man es sich vorstellen möge, endgültig zerrissen scheint? Wer wagte das ohne weiteres zu behaupten? Erlangen wir doch kaum erst eine Ahnung von der Dehnbarkeit, Elastizität und Beschaffenheit dieser unsichtbaren Fäden, die alle Gegenstände, Gedanken, Leben, Gemütsbewegungen und alles, was auf Erden existiert, ja selbst das, was noch nicht ist, und das, was nicht mehr ist, miteinander verknüpfen!

Nehmen wir ein Beispiel aus der ersten Serie der „Proceedings“. Herr X...3, der den meisten Mitgliedern des Committee on haunted Houses bekannt und dessen

Zeugnis nicht anzuzweifeln ist, mietet ein altes Haus, dessen Geschichte ihm völlig unbekannt ist. Er weiß nur das Eine, daß zwei Mägde seines Freundes G., der in einem andern Teile des sehr weitläufigen Gebäudes wohnt, diesem gekündigt haben, weil sie nächtlicherweile ungewohnte Geräusche vernahmen.

Eines Abends, am 22. September, will Herr X...3 in sein Schlafzimmer gehen, als er den ganzen Korridor von einem blendenden, unerklärlichen Licht erhellt sieht. In diesem ungewohnten Licht erblickt er einen Greis in geblühtem Schlafrock, dann verschwinden Greis und Licht und er bleibt in tiefstem Dunkel zurück. Am nächsten Tage fällt ihm die Sache mit den zwei Mägden ein und er stellt ihm Dorf Erkundigungen an. Zunächst führen sie zu nichts; schließlich aber sagt ihm ein alter Jurist, er habe erzählen hören, daß der Großvater des jetzigen Besitzers seine Frau erdroßelt und sich dann die Kehle durchgeschnitten habe, genau an der Stelle, wo die Erscheinung stattfand. Das Datum dieses Doppelmordes konnte er nicht näher bestimmen, aber Herr X...3 sah die Kirchenbücher ein und stellte fest, daß es der 22. September war.

Am 22. September des folgenden Jahres kehrt ein Freund von G. bei diesem zu mehrtägigem Besuch ein. Am nächsten Morgen erscheint er bleich und verstört und erklärt seinem Wirt, er wolle abreisen. Dieser dringt mit Fragen in ihn, und er gesteht schließlich, daß er sich ängstige, daß er kein Auge geschlossen habe, daß er die ganze Nacht lang Gestöhn, Flüche und verzweifelte Schreie gehört habe, daß seine Tür aufgegangen sei usw.

Drei Jahre später reist Herr X...3 nach London und besucht den Besitzer des Hauses. Da erblickt er über dem Kamin ein Bild, das genaue Ebenbild der Erscheinung im Korridor. Er zeigt es seinem Freunde G., der ihn begleitet und sagt: „Das ist der Mann, den ich gesehen habe.“

Als er den Besitzer befragt, erklärte dieser, es sei das Bild seines Großvaters, der, wie er hinzusetzte, „der Familie keine Ehre gemacht“ habe.

Offenbar beweist das alles nichts für das Dasein von Gespenstern und das Nachleben des Menschen. Es kann sehr wohl sein, daß die Phantasie des Herrn X...3 trotz seines guten Glaubens heimlich, aber energisch an diesem Wunder mitgearbeitet hat. Vielleicht bekam sie ihren Anstoß durch die Geschichte von den beiden Mägden, die an sich nichtsagend war und unbeachtet blieb, aber wahrscheinlich in die launischen und fruchtbareren Finsternisse des Unterbewußtseins herabgesunken war. Durch Suggestion ist dann das Bild auf den entsehten Gast einer schlaflosen Nacht übertragen worden; die Ähnlichkeit des Bildes ist je nach der These, die man verfißt, der schwächste oder der springende Punkt in dem ganzen Abenteuer.

Immerhin ist es sicherlich nicht ganz loyal, alle derartigen Vorgänge auf diese Weise erklären zu wollen. Das heißt die Allmacht der höchst gefälligen Telepathie aufs höchste steigern, ja sie vielleicht bei den Haaren herbeiziehen. Uebrigens gibt es auch Fälle, wo die telepathische Deutung noch schwieriger wird, z. B. den Fall, den Miss R. C. Morton in Band 7 der „Proceedings“ mitteilt.

Die Geschichte ist zu lang und zu kompliziert, um sie hier ausführlich wiederzugeben. Ich brauche nicht hinzusetzen, daß die Glaubwürdigkeit der Tatsachen bei dem an wissenschaftliche Methoden gewöhnten Charakter der Miss Morton und bei dem Wert der sie bestätigenden Zeugnisse unwiderleglich scheint. Es handelt sich also um ein 1860 erbautes Haus, in dem nacheinander ein Anglo-Indier und ein Greis gewohnt hatten und das dann vier Jahre leer stand. Als die Familie des Kapitäns Morton es im Jahre 1882 bezog, war nie, soweit er sich entsann, die Rede von Gespenstern gewesen. Drei Monate darauf befand sich Miss Morton in ihrem Schlafzimmer und wollte gerade zu Bett gehen, als sie ein Geräusch an ihrer Tür hörte. In der